

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 10.

Donnerstag, 12. Januar

1928.

Jugendliebe.

(9. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Familienroman von Grete v. Sah.

Konni schüttelte den Kopf.
„Bist du scharfsinnig! Aber ich sage dir, diesmal verziehst du dich. Hede wird nicht einen Mann heiraten, der fast zwanzig Jahre älter ist als sie, und mein Onkel Benno wird nie die Tochter des alten Lie zur Frau nehmen, dazu ist er viel zu hochmütig, ich sage dir, hochmütig ist der, bis oben hinaus. Der fährt jetzt bald wieder nach Adelsreut, und da vergift er sehr bald, daß es so etwas wie eine Hede Lie gibt.“

Agnes sah ihn zweifelnd an.
„Nein, nein, Konni, die Dinge liegen hier anders, als du sie siehst. Aber warten wir es ab. Was hast du vor? Das interessiert mich viel mehr? Wirfst du noch einmal, bevor du auf die Hochschule gehst, nach Adelsreut zurückkehren?“

„Ja, Aga, bis zum ersten Oktober, am fünften beginnt das Semester.“

Sie sah ihn mit einem bewundernden Blick an.
„Es ist doch ein glücklicher Entschluß von dir, studieren zu wollen. Hede meint es auch.“

„Aus eigener Entschliebung geschieht es nicht.“

„Deine Eltern wünschen es?“

„Ja, und mein Onkel.“

„Was hat dein Onkel für ein Interesse daran, hast du dich das schon gefragt?“

„Ne, ist mir absolut schnuppe!“ stieß er hervor. Agnes' Neugier verdroß ihn. Es fehlte nur noch, daß sie fragte, woher er das Geld zum Studium nähme. Dann mußte er ihr sagen, daß Onkel Benno dreitausend Mark für diesen Zweck gespendet hatte. Damit wäre dann vielleicht ihre Neugier befriedigt. Seit seiner Abwesenheit von Wienrode hatte sich Agnes sehr verändert und, wie es schien, nicht zu ihrem Vorteil. Jedenfalls mißfiel sie ihm zuweilen gründlich. Er brauchte sie bloß mit seinem kleinen, lustigen Kameraden Eva Braun zu vergleichen, da kam sie schlecht weg. Und den Vergleich mit Hede hielt sie schon gar nicht aus.

Agnes sprach davon, wie wichtig das Studium für sein späteres Fortkommen sei.

„Ich bin so glücklich“, sagte sie, „wenn ich mir vorstelle, in vier Jahren kannst du fertig sein.“

Er sah sie von der Seite an. Am liebsten hätte er sie gefragt: „Warum bist du das, was versprichst du dir davon?“ Aber das hätte Agnes verletzt und das wollte er doch nicht.

„Das Studium berechtigt dich zu großen Hoffnungen.“

„Natürlich!“ Er biß sich auf die Lippen.

„Lachst du, Konni?“ Sie sah ihn erstaunt an.

„Nein, Aga, warum sollt' ich? Mir ist gar nicht zum Lachen, wenn ich an das Studium denke.“

„Nanu, du willst doch nicht sagen, daß du nur gewöhnlichermaßen da herangehst. Das Lernen hat dir doch nie Schwierigkeiten gemacht.“

„Aber Agnese, hast du vergessen, daß ich durchs Abiturium gerastet bin?“

„Was hat das zu sagen; diesmal wirst du deine Sache gut machen.“

„Ich bin fest überzeugt davon.“

„Halt' dir nur immer das Ziel vor Augen.“

„Administrator, Güterdirektor, eigenes Heim, — Glück allein, ja, ja, Agnes, es soll mein heiligstes Bestreben sein.“

„Ich glaube daran, daß du das sehr bald erreicht haben wirst“, sagte sie bestimmt, seinen Spott gar nicht bemerkend.

„O Aga, dein Vertrauen ehrt mich ungemein!“

Er faßte nach ihrer Hand und zog sie an die Lippen. Sie riß sie zurück.

„Du hast nur immer Dummheiten im Kopf.“

„Man war kurz vor der „Waldblust“ angelangt, als man Hede bemerkte; sie stieg die Stufen zur Terrasse herauf.“

„Warte mal hier, Agnes, ich will schnell zu ihr.“

Er lief voraus, einen melodischen Trillerpfeiff ausstoßend. Hede blieb stehen und wandte den Kopf. Mit ein paar Schritten war Konni bei ihr.

„Dach! ich es mir doch, daß du den Pfeiff erkennen wirst!“

Sie bemühte sich, ein Lächeln zu unterdrücken.

„Es ist höchst ungehörig, einer Dame zu pfeifen, mach' das nicht noch einmal, Konni.“

Er sah sie betroffen an.

„Herrgott, wie tanzelst du mich ab, als ob du schon meine Tante wärest.“

Eine helle Röte stieg in ihr Gesicht, die aber schnell einer tödlichen Blässe wich. Konni erschrak. Er drückte ihre Hand und bat leise: „Verzeih', Hede!“

Sie hatte sich gleich wieder in der Hand.

„Was soll ich verzeihen?“ Achselzuckend wandte sie sich von ihm ab, um Agnes, die näherkam, zu begrüßen. Konni trat wieder zu ihr.

„Hede, wir sind gekommen, um dich zu uns zu holen. Wir vermissen dich alle sehr.“

An ihm vorbeisehend, sagte sie: „Meine Eltern sind ausgegangen, ich bin allein zu Hause, es geht nicht gut, daß das Personal ganz ohne Aufsicht bleibt.“

Er wies das als Ausrede zurück.

„Der Geschäftsführer ist doch hier, genügt das nicht?“

Sie antwortete nicht, aber nach längerem Zureden entschloß sie sich, mitzukommen.

Baron Treus Augen leuchteten vor Freude, als sie mit den beiden die Wohnung betrat. Von der Veranda aus hatte er sie kommen sehen und war ihr bis ins Entree entgegengegangen. Er küßte ihr die Hand, was Konni im stillen bestaunte. Unverheirateten Damen küßte Onkel Benno sonst nie die Hand. Also, das hatte gewiß etwas zu bedeuten. Auch wie er sie ansah, während er ihr den Schal von den Schultern nahm, wie er dann die Tür zum Wohnzimmer vor ihr aufmachte. In all diesen kleinen selbstverständlichen Höflichkeiten lag doch etwas ganz Besonderes.

Die Agnes hatte also doch wohl recht. Er ertappte sich in den nächsten zwei Stunden oft dabei, daß sein Blick auf Hedes Gesicht ruhte. In ihm war plötzlich ein Gefühl, das ihn immer wieder zwang, sie anzusehen. Und eine unerträgliche Unruhe quälte ihn, wenn er sich vorstellte, daß Hede Treus Werbung annehmen könnte. Aber warum sollte sie das tun? fragte er sich; lieben

wird sie ihn gewiß nicht, und um eine gute Versorgung zu haben, brauchte sie es nicht, da sie selbst reich war. Ein Gut wie Adelsreut konnte ihr Vater jeden Augenblick kaufen. Man stand vom Tische auf und ging in den Salon.

Agnes wurde gebeten, Klavier zu spielen. „Schlichte Volksweisen“, bat der Oberst, der schwere Musik nicht liebte.

Agnes lächelte. „Nun gut“, sagte sie, „dann muß Hede aber singen.“ „Singen Sie?“ fragte Treu, der neben Hede stand.

Sie nickte. Konni hatte bemerkt, wie Treus Blick sich förmlich an Hedes Gesicht festsetzte, und es verdroß ihn. Wenn sie doch nicht singen wollte, dachte er; aber da trat sie schon zu Agnes und sah in die Noten, die sie ihr reichte. Konni ging zu ihr.

„Laß doch“, raunte er ihr zu. Sie sah einen Moment von den Noten auf, ihn an, und gewahrte mit Erstaunen, daß sein Gesicht einen schmerzlichen Ausdruck hatte.

„Was hast du denn?“ fragte sie. „Nichts!“ Er wandte sich ab, um sich in einen entfernten Winkel des Zimmers zurückzuziehen. Von seinem Platz aus sah er, wie angespannt Treu auf Hedes Gesang lauschte.

„Er ist natürlich verliebt“, dachte er ärgerlich, „er ist ja ganz hin von dem dummen Gesang. Wie ist das nur möglich?“

Hedes weiche Stimme füllte den Raum; sie ging ihm auf die Nerven. Oder griff sie ans Herz? Er wußte es wohl selbst nicht. Er fühlte sich gequält. Am liebsten wäre er davongelaufen, um diesen sentimentalischen Gesang nicht mehr hören zu müssen.

Auf den Fußspitzen hatte er das Zimmer verlassen, in seiner Hast hatte er die Tür laut hinter sich zufallen lassen. Seine Mutter folgte ihm.

„Was ist dir, Konni, warum gehst du hinaus?“ „Verzeih, Mutterchen, ich habe Kopfschmerzen, erlaube, daß ich noch ein Stündchen an die Luft gehe.“

Er nahm seine Mütze. „Willst du wirklich gehen, Konni, es sieht so unfreundlich aus. Verabschiede dich doch wenigstens von den Damen.“

„Erlaß es mir, bitte, entschuldige mich bei ihnen. Vielleicht werden sie ja auch noch hier sein, wenn ich zurückkomme.“

Er lief davon. Die Mutter sah ihm besorgt nach. Der Junge schien so aufgeregter, das kannte sie gar nicht an ihm. Was mochte ihm sein? Sie kam mit ihren Gedanken nicht von ihm los. Agnes bestürmte sie mit Fragen, was mit Konni sei? Ja, wenn sie es selbst wüßte! Sie sah unwillkürlich zu Hede hin, die, Noten blättern, ans Klavier gelehnt dastand. Ihr Gesicht war auffallend blaß und um ihren Mund lag ein weher Zug. Die ist auch plötzlich so verändert! dachte die Baronin, sollten Konni und sie etwas miteinander gehabt haben?

Hede wurde von Treu gebeten, noch ein Lied zu singen, aber sie lehnte entschieden ab. Sie sei nicht recht aufgelegt zum Singen. Gegen sein Lob schien sie ganz taub zu sein. Auch beteiligte sie sich nicht an der allgemeinen Unterhaltung. Endlich bat sie die Baronin, sich verabschieden zu dürfen. Es war zwölf Uhr durch. Die Majorin Thde und Agnes fanden auch, daß es höchste Zeit sei zum Gehen. Während die anderen sich voneinander verabschiedeten, legte Treu Hede ihren Schal um und sagte: „Da wir den gleichen Weg haben, gehen wir natürlich zusammen.“

Sie traten aus dem Hause heraus. Die Luft war schwül und drückend. Am Horizont wälzte sich düsteres Gewölk. In der Ferne weiterleuchtete es.

„Es wird ein Gewitter geben“, bemerkte Treu. Hede schwieg. Sie suchte in die Dunkelheit hineinstarren. Konni. Wo mochte er sein? Warum war er davongelaufen? Aus der Dunkelheit kam ihr eine Ahnung, die ihr Herz zusammenpreßte. „Wenn ich jetzt doch allein wäre!“ dachte sie, „seinen Namen schrie ich in die Nacht, um mich von der Qual um ihn zu erlösen.“

Sie fühlte, wie Treu ihre Hand faßte und unter seinen Arm zog. Sie ließ es geschehen, sie zog sie auch nicht

zurück, als er sie fest an sich drückte. Gegen alles war sie teilnahmslos.

„Konni, Konni“, schrie es in ihr. Ihr Herz hämmerte so stark, daß Treu es spürte. War jetzt nicht der rechte Augenblick, sie zu fragen?

Er hielt seinen Schritt an und sah auf sie nieder. Auch sie blieb stehen, den Blick in die Ferne gerichtet.

„Hede!“ Ganz leise sagte er ihren Namen, sie schien es nicht zu hören. „Herrgott, wo mag Konni nur sein?“ sagte sie plötzlich.

Da lachte er kurz und ärgerlich auf. „Wo wird er sein, zu Hause, in seinem Bett.“ Die Lust zum Sprechen war ihm vergangen. Schwiegend legten sie den Weg zum Hotel zurück. Er küßte ihr auch nicht beim Gute-Nacht-Sagen die Hand . . .

(Fortsetzung folgt.)

Schiff voll Menschenaffen.

Eine zoologische Sensation von Paul Cerver.

Im Palmengarten des Amsterdamer Zoologischen Gartens gingen seltsame Dinge vor sich. Der Inspektor ließ große Käfige links und rechts vom Hauptweg aufstellen, vor die Stachelgewächse und Schlingpflanzen, von deren fleischigen Blättern die feucht-heiße Atmosphäre dieses Treibhauses in schweren Tropfen niederfiel.

Unterdessen fuhr von der Nordostküste Sumatras ein Frachtdampfer ab, an dessen Oberdeck fest verschürte Kisten aufgestapelt standen. Jeden Morgen beschäftigte sich ein Europäer stundenlang mit diesen Frachtküden, und abends, wenn mit überraschender Schnelle die Tropenzone unter den Horizont tauchte, erklang von jenem Teil des Decks, der mit Seilen abgegrenzt war, dumpf orgelnder Gesang.

Als das Schiff in den Golf von Aden einbog, verschwanden die Kisten unter Deck, blieben dort bis Amsterdam und wurden nach sechswöchentägiger Seefahrt noch in der Ankunftsnacht ausgeladen.

Die Vorgeschichte dieser Reise ist so: Monheer van Goens, ein vielerjähriger Tierfänger, brachte im Spätsommer 1926 der Alfelder Tierhandlung L. Ruhe einen ausgewachsenen Orang-Utan-Mann. Das Tier erregte großes Aufsehen in Europa, war es doch den Zoologen bis dahin nur ganz selten gelungen, einen erwachsenen indischen Menschenaffen zu Gesicht zu bekommen.

Als der Fänger das Tier wohlbehalten abgeliefert hatte, sagte er seinem Auftraggeber: „Wollen Sie mehr davon? Ich bringe Ihnen ein Duzend herüber, vielleicht sogar auch eine Familie mit Jungen! Kenne jetzt einen Platz, wo viele große Affen haufen.“

Herrmann Ruhe, ein Mann von erstaunlichem Unternehmungsgelüste, schlug ein. Der Holländer bestieg das nächste Schiff, blieb ein halbes Jahr verschollen und schickte dann ein Kabelgramm: „All right! Fünfundzwanzig Menschenaffen an Bord!“

Alte erfahrene Tierpfleger, Männer, die seit 40 und 50 Jahren zoologische Kuriositäten betreuen, sind in stammende Bewunderung ausgebrochen, als sie diesen Orang-Transport zum erstenmal betrachtet haben. Da waren nicht weniger als sieben ausgewachsene Affendaare, sechs davon mit je einem Jungen, gesunde Exemplare, die sich nun von der langen Einzelhaft erholten und während der vierzehntägigen Ruhepause in Amsterdam die Wiedervereinigung mit dem Ehepartner zärtlich vollzogen.

„Fünfundzwanzig Tiere habe ich gefangen, fünfundzwanzig aus dem Urwald an Bord gebracht. Eines ist unterwegs gestorben, dafür hat im Roten Meer ein Weibchen geboren.“

Amsterdam war aber schließlich nur Durchgangsstation. In der kleinen altertümlichen Seinstadt Alfeld verwandelte man unterdessen das Nilpferdhaus in einen höchst komfortablen Wohnraum für Menschenaffen, schuf aus Rundholz geräumige Kletterkäfige und erzeugte in der glasbedachten Halle mit Dampf und heilem Wasser die tropische Atmosphäre der indischen Inselwelt. Und dorthin brachte nun Herr Ruhe seinen stolzen Besitz, diesselb Telephon und Telegraph spielten und die Direktoren fast aller Tiergärten ihren Besuch ankündigten.

Alfeld wurde für eine Woche die Metropole der zoologischen Welt.

Man kann sich den Eindruck nicht vorstellen. Da sahen sie nun, diese unheimlichsten Gestalten des Tierreichs, erschütternd durch ihre Menschenähnlichkeit, Giganten der Urzeit, eingehüllt in den rostroten Behang, mit schwarzen, überlangen Händen, grandios im Ausdruck ihrer klugen und ernstesten Gesichter.

Nicht einer gleich dem andern; Temperamente schieden sich, Persönlichkeiten. Hier ein Drangmann von vielleicht achtzehn Jahren; gutmütig hält er sein Weibchen umfassen, das — fast 1,40 Meter hoch — mit hellen Schnalzlauten das Junge aus dem Strohbett zu sich locken will. Im nächsten Käfig hängt oben an der Rundholadecke mit allen Bieren ein anderes männliches Tier, gleich einer riesenhaften Traube, und neigt rückwärts nach unten den langen schmalen Kopf, von dem ein stattlicher Bart absteht.

Überhaupt die Bärte! Einer wächst buschig unter dem Kinn hervor, wie bei einem wetterharten Oberförster. Jener hat eine kahle Oberlippe, aber links und rechts sproßt es mit altösterreichischer Grandezza. Ein anderes Männchen hat seinen Kollbart in zwei stattliche Zipfel gedreht, so daß der mächtige Kehlsack dazwischen leuchtet.

Die Weibchen sind fast alle haarlos im Gesicht, haben aber am Schädel einen weich lockeren Schopf. Der Behang ihrer Arme hüllt sie in einen Mantel ein, so daß man oft das kleine Kind nicht erkennt, wenn es — mit vier Händen festgehackt — wie ein Menschenkügeln an der nähernden Brust liegt. Denn die Mutter hält — auch hier ein echtes Menschentier — den Sprößling mit beiden Armen wie in einer Wiege.

Drei Drangjünglinge spielen in einem gemeinsamen Käfig. Sie sind vielleicht 40 bis 60 Zentimeter hoch und toben und turnen am verästeltesten Spielbaum auf und ab. Um ihre Augen sind hellere Haarkreise; es sieht aus, als trügen sie Brillen.

Der eine ist fast haarlos, nur ein dünner Kollbaum bedeckt seinen Körper; der Kopf ist gänzlich kahl. Und mit seinem dicken Augelbauch gleicht er komisch-grotesk einem chinesischen Buddha, pfiffig, schlau und trinkfreudig. Der andere paradiert mit einer steil nach oben stehenden Haarkolke; er ist ein verschlagener Teufel und beißt alle Augenblicke den Gespielern ins herabhängende Bein.

Die zwei größten Drangmänner haben blau leuchtende Badenwülste. Ihre Gesichter sehen aus wie große flache Rundscheiben. Und langsam winzig funkeln die dunklen Augen, ganz eng gestellt, über der eingedrückten Nase. Ihre Rücken stroben von ungeheuren Muskelbändern, und der mittlere Finger ist wohl 30 Zentimeter lang.

Einer von ihnen lag die ganze Zeit unten am Boden, das Gesicht auf beide Fäuste gestützt. Sein dichtes Haarfleiß schimmerte an den Schultern altersgrau. Wie ein böser vorzeitlicher Höhlenbär sah er aus. Trat man in sein Gesichtsfeld, dann schob plötzlich der unheimlich lange, wollig behaarte, dicke Arm nach vorn, die fettigwarne Hand klammerte sich ans Eisengitter und riß scheinbar selbsttätig dieses übergroße, schauerliche Gesicht nach vorn. Das Maul öffnete sich und wies den Lippen stand gelb das Gebiß, drohten furchterregend die gewaltigen Eckzähne. Knirschen und Krachen — ein Ungetüm!

Wenn der Drang aufsprang, hängte sich die obere Hand am Dachbalken an, während die Fußhand unten verankert blieb. Der Käfig aber war mehr als 2 Meter hoch.

Mit großer Sorgfalt werden die Tiere gefüttert. Drang haben einen sehr empfindlichen Magen; Früchte, die nur ganz leicht angestoßen sind, können gefährliche Darmkrankheiten erzeugen. Geröstetes Weizbrod, saftige Metaner Trauben, ganz frische Trinkeier, Apfelsaft und holländischer Kets sind die Hauptbestandteile ihrer Nahrung.

Eine liebliche Freude bereitet die Beobachtung jener Familie, die unterwegs Zuwachs bekam. Der Vater schläft meist, etwas melancholisch, im Strohbett; ein heimwehkranker, edler Indianer. Die Mutter aber sitzt oben auf einem Querbrett, und auch am Nachmittag, wenn alle anderen schlafen, folgt sie mit ihrem Blick jeder Bewegung, die das Kindchen tut. Ist ein fremder Mensch im Raum, springt sie jäh auf, hält die Arme geweitet, drückt ihre Brust nach vorn und stößt den Drohruf aus: eine Folge von zwei Tönen, erst ein helles Schnalzen, dem sofort ein böser, dumpfer Grunzlaut folgt. Und dann greift sie mit ihrer Hand quer durch den ganzen Käfig und zieht das Kind zu sich heran, schüßt das Dicklose an ihrer Brust.

Der Kleine liebt diese Vororglichkeit nicht. Kaum daß er ein bißchen Milch genudelt hat, weint er mit dünnen, hohen Plepstones und reißt aus. Er ist nicht eine Sekunde still; jetzt rüttelt er an der Trinkschale, dann hängt er seine 25 Zentimeter Körperlänge an einem Arm vom Ast herab

und wirbelt sich selber im Kreis. Oder er versucht, was wohl am schwersten ist, auf allen Bieren am Boden zu gehen. Da fällt das Baumtier regelmäßig auf die Nase.

Zuweilen schüttelt der Kleine eine Handvoll Stroh über sich und spielt Versted. Die Mutter geht ihm gutmütig auf den Leim und sucht — verzweifelt — ihr Kind, das mit allen Zeichen der Spannung zwischen den Strohhalmen hervorblickt. Und am liebsten leßt es die Eierschalen sauber, die ihm der Vater gnädig überläßt.

Wenige Tage nur dauerte die Herrlichkeit in Affeld. Ein Käfig nach dem anderen verlor seine Insassen. Düsseldorf, Frankfurt, Nürnberg, Dresden, Hannover, Leipzig, Breslau, Amsterdam haben Drang erworben. Moskau und andere Städte verhandeln mit Ruhe für ihre Zoologischen Gärten. Auch Amerika funkelt und will kaufen.

In den nächsten Wochen aber werden in all diesen Städten Tausende von Kindern, Tierfreunden, Künstlern und Gelehrten vor jenen rotbraunen Madmen sehen, die als größte Kostbarkeit wohlversorgt in den Tiergärten zu sehen sind.

In unserer mechanisierten Zeit ein Anschauungsmittel von außergewöhnlichem Wert — und dieses Bewußtsein verführt ein wenig mit der Trauer um ihre Gefangenschaft.

Frauen-Zeitung

Das Berufsgehalt der Frau. Bei Männern hat sich im Lauf der Jahrhunderte der Beruf ziemlich deutlich in den Gesichtszügen ausgeprägt. Betrachtet man Bildnisse von Männern aus früheren Jahrhunderten bis in die Gegenwart, so kann man leicht einen festen Typus des Geistlichen, des Gelehrten, des Soldaten usw. erkennen. Sieht man sich aber unter den Frauenporträts der Vergangenheit um, so findet man glatte Gesichter, in denen ein gewisses Schönheitsideal meist ziemlich gleichförmig ausgeprägt ist, wenn man von den individuellen Verschiedenheiten der Gesichtszüge abseht. Es ist ja auch natürlich, daß früher, da die Frauen keine Berufe hatten, die dem Ansehen ihren Stempel hätten aufdrängen können, solch typische Unterschiede fehlten oder sich höchstens bei den Schauspielerinnen in einem gewissen Lächeln bemerkbar machten. Heutzutage ist das bereits ganz anders geworden. Betrachtet man die Bildnisse führender Frauen, die längere Zeit einen bestimmten Beruf ausübten, so kann man deutlich die Bildung eines weiblichen „Berufsgehalts“ verfolgen. Eine englische Zeitschrift stellt die Porträts von Ärztinnen, Juristinnen, Künstlerinnen und Damen, die im Geschäftsleben stehen, zusammen, und dabei ergeben sich überraschende Eindrücke. Die weiblichen Arzte zeigen im Ausdruck der Augen durchdringenden Blick und Schärfe der Beobachtung; die schwere Verantwortung, die auf ihnen lastet, drückt sich auf der Stirn in einem feinen Netz von Fältchen aus, und der feste, dabei gültige Mund spricht von ihren Erfahrungen. Das Gesicht der weiblichen Juristin hat strenge Linien und einen nüchternen Ausdruck; das lange Studium des Rechts und die vielseitige Lebenserfahrung zeichnet die Linien des Mundes, des Kinns und der Wangen mit hartem Griffel. Die Malerinnen zeichnen sich durch besondere Lebendigkeit und Beherrschung der Züge aus, während bei den Schauspielerinnen weiche Linien und eine gewisse Koketterie um Augen und Mund vorherrschen. Die Frauen, die sich in gehobenen kaufmännischen Stellungen befinden, offenbaren eine aufmerksame Freundlichkeit, eine sichere Klugheit und ruhige Selbstgewisheit in ihren meist harmonisch abgeklärten Zügen.

Reise u. Verkehr

Europareisen der Amerikaner 1928. Nach den Berichten der Reisebureaus, Schiffsagenturen und Verkehrsagenturen aus Amerika ist für 1928 mit einem Rekordbesuch zu rechnen. Alle europäischen Staaten, die Eisenbahnen und Schiffsahrtlinien entfalten in Nord-, Mittel- und Südamerika eine intensive Propaganda für die Europareisen im Jahre 1928. Besonders interessant ist die Propaganda einiger Schiffsahrtlinien, die die Amerikaner zur Mitnahme ihres Autos veranlassen soll, und diese Propaganda dürfte zünden. So werden erstmalig 1928 die Amerikaner in größerer Zahl ihre Automobile mit nach Europa bringen. Unzählige Vereinsreisen, ebenso viele wissenschaftliche Studienfahrten, die in den U. S. A. jetzt schon sehr in Aufnahme kommen, sind angekündigt. Dazu kommen die vielen Gesellschaftsfahrten, veranstaltet von Reise- und Verkehrsagenturen.

Aus der Technik der Glaserzeugung.

Glas wird, je nach der Zweckwidmung, als Tafelglas — für Fenster Scheiben, Spiegelglas, Hohlglas — für Flaschen, Röhren, Glühlampen u. dergl. — und als Preßglas hergestellt. Hohlglas wird geblasen, Spiegelglas dagegen geossen und gewalzt. Für die Erzeugung von Hohlglas werden folgende Grundstoffe verwendet: Auf 1000 Kilogramm Glas entfallen: 1. 1000 Kilogramm Sand, 2. 650 Kilogramm Ton, 3. 650 Kilogramm verschiedener chemischer Beimengungen. Für die Erzeugung von 1000 Kilogramm des Hohlglases sind nicht weniger als 8000 Kilogramm Kohle erforderlich. Der Produktionsgang, der in der Zusammenschmelzung der fein vermahlenden Grundstoffe besteht, erfordert sehr hohe Temperaturen — bis zu 1600 Grad. Nach Abkühlung der Schmelzmasse in besonderen Kühlöfen wird diese dem Prozeß unterworfen, der entweder Tafel-, Spiegel-, Hohl- oder Preßglas zum Zwecke hat, d. h. sie wird entweder geblasen, gewalzt oder gepreßt bzw. gezogen. — Das Glas ist bekanntlich inneren Spannungen unterworfen, deren Ursachen auf den Bearbeitungsprozeß zurückzuführen sind, die häufig ein Springen des fertigen Gegenstandes zur Folge haben. Man sucht diesem Uebelstande dadurch abzuhelfen, daß das fertige abgekühlte Glaserzeugnis angewärmt wird, wodurch ein Ausgleich der Spannungen bewirkt wird. — Man hat übrigens eine Methode erfunden, die es gestattet, innere Spannungen im Glase mit Hilfe „polarisierter“ Lichtstrahlen nachzuweisen. Der Lichtstrahl besteht — populär ausgedrückt — aus Wellen mit ganz geringer Wellenlänge, die nach allen Richtungen ausschlagen. Wenn nun der Lichtstrahl durch besondere Prismen gelenkt wird, so kann er nur noch Schwingungen in einer Ebene durchführen; man spricht von „Polarisation“. Dieser polarisierte Lichtstrahl wird von der Masse des Glases, die vollkommen gleichmäßige Spannungen aufweist, nicht durchgelassen. Spannungsdifferenzen dagegen werden sichtbar. — Die Möglichkeit, derartige innere Spannungen nachzuweisen, ist selbstverständlich — insbesondere für hochwertige Erzeugnisse — sehr bedeutsam. — Der Laie ist geneigt, im Glase eine Masse zu sehen, die in ihrer Starrheit keinerlei Veränderungen in der Zusammenfügung unterworfen ist. Diese Ansicht ist unrichtig. Die Glasmasse ist gewissermaßen molekularer Veränderungen unterworfen. So wird durch langes Lagern die Empfindlichkeit des Glases gegen Stoß und Temperaturwechsel häufig sehr erheblich gesteigert. Diese Erscheinung ist auf den Kristallisationsprozeß zurückzuführen, der in der Glasmasse vor sich geht. Die Beweglichkeit der Moleküle zeigt sich auch im Klang des Glases. Je nach der Zusammenfügung wird sich eine andere Klangfarbe ergeben. — Auch vom medizinischen Standpunkt aus spielt die Zusammenfügung des Glases eine Rolle. Höhensonne, wie sie im Hochgebirge zur Wirkung gelangt, liefert ultraviolette Strahlen, die z. B. von gewöhnlichem Fensterglas überhaupt nicht durchgelassen werden. Mit Rücksicht auf die Heilwirkung der Höhensonne auf verschiedene Krankheiten — Rachitis, Tuberkulose usw. — hat man mehrfach erfolgreiche Versuche unternommen, Glasarten zu erzeugen, die die ultravioletten Strahlen der Sonne durchlassen. Dr. S.

Der durchsichtige Stahl.

Herstellungstechnik und Bedeutung.

Eine neue epochemachende Erfindung deutscher Technik wird zum erstenmal auf der Werkstoffausstellung zu Berlin, die gegenwärtig stattfindet, der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden, eine Neuschöpfung, deren künftige Bedeutung heute noch gar nicht voll übersehen werden kann: Durchsichtiger Stahl, durchsichtig wie eine Glasplatte! Das durchsichtige Stahlblatt hat eine Dicke — der Ausdruck ist angebracht — der unmeßbaren Feinheit der Folie eigentlich etwas paradox — die sich auf mechanischem Wege mittels eines Meßinstrumentes überhaupt nicht bestimmen läßt. Die Blattstärke beträgt ja nur einige Millionstel Millimeter. Die Herstellung der Stahlfolie erfolgt natürlich nicht auf mechanischem Wege (durch das Walzverfahren), sondern in chemischem Verfahren. Die Gewinnung erfolgt vielmehr nach dem Patent des Regierungsrates Dr. Müller in Form galvanischen Niederschlages. Dieses neue Verfahren läßt sich übrigens nicht allein auf Stahl, sondern auf jedes andere Metall anwenden. Die Technik der Herstellung ist so vollkommen, daß völlig gleich-

mäßige Blattfolien erzeugt werden, die auch feinerlei Risse oder brüchige Stellen aufweisen. Das Stahlblatt ist in seinem Aussehen von Glas kaum zu unterscheiden, ist völlig durchsichtig und vollkommen farblos. Sehr wesentlich für die Verwendung ist der Umstand, daß die Blattstärke vollkommen gleichmäßig ist. Bestimmen läßt sie sich, wie erwähnt, freilich nicht mit den normalen mechanischen Meßinstrumenten, sondern nur unter Zugrundelegung des spezifischen Gewichts. — Herausgebracht wurde die neue Erfindung von der Physikalisch-technischen Reichsanstalt. — Sie wird insbesondere für die chemische Industrie, die Elektroakustik und das Problem des Fernsehens eine entscheidende Rolle spielen.

Schwer- und Feinchemikalien.

Auf dem Chemikalienmarkt unterscheidet man zwischen Schwer- und Feinchemikalien. Unter den ersteren versteht man solche, die nach Tonnen notiert werden, während Feinchemikalien meistens nach Kilogramm gehandelt werden. Zu den Schwerchemikalien gehören hauptsächlich Schwefelsäure in ihren verschiedenen Formen, dann Salzsäure, Salpetersäure und ähnliche Stoffe, welche die chemische Industrie in großen Mengen benötigt. Die ganz reine Schwefelsäure, wie sie besonders in Laboratorien verwendet wird, muß man zu den Feinchemikalien rechnen. Schwerchemikalien sind auch die verschiedenen Kunstdüngerarten, ferner Kochsalz, selbst in ganz reinem Zustande, außerdem Soda und Kalk, der außer im Baugewerbe auch in der chemischen Industrie eine große Rolle spielt, und endlich Schwefel. Man nimmt eine besondere Stellung ein. In einigen Ländern, wo man große Mengen davon zur Wasserreinigung gebraucht, gehört es zu den schweren, in anderen Ländern dagegen zu den Feinchemikalien. Natriumsulfat in rohem Zustande, wie es als Nebenprodukt der Salpetersäurefabriken gewonnen wird, gehört gleichfalls zu den Schwerchemikalien, während es in gereinigter Form, dann Glaubersalz genannt, zur zweiten Gruppe gehört. Das Gleiche gilt vom Natrumbicarbonat, das aber auch in gereinigter Form zu den Schwerchemikalien zählt, wenn es zur Herstellung von Mineralwässern dient. Die verschiedenen Benennungen stammen aus iener Zeit, da einzelne der Schwerchemikalien ausschließlich für die chemische Industrie gebraucht wurden; später ermöglichte es dann die Entwicklung der chemischen Technik, einzelne Stoffe auch in kleinen Mengen zu beziehen, so daß die Bezeichnung nach den handelbaren Mengen nicht mehr entscheidend war. Trotzdem hat sie sich aber bis heute im Handel erhalten.

Gold aus Abgase.

Wie der Reicht der Diamantenschleifereten, der große Mengen von Diamantpulver enthält, verarbeitet wird, um als Schleifmittel Verwendung zu finden, so wird auch der Reicht aller Wertplätze, auf denen Edelmetalle bearbeitet werden, gesammelt, um durch Verbrennung Edelmetallmengen zurückzugewinnen.

In der Münze von New York haben eingehende Untersuchungen gezeigt, daß auch die Abgase, die beim Schmelzen von Gold und Silber, sowie in den Raffinerien entstehen, große Mengen dieser Edelmetalle enthalten. Durch Anwendung großen Zuges im Schmelzofen und einer Art Cottrell-Apparat, durch den alle Gase, die Stoffteilchen enthalten, geleitet werden, ist es möglich, eine fast restlose Rückgewinnung des Edelmetallstaubes durchzuführen. Die Vorrichtung besteht aus einer Reihe von Metallplatten, die geerdet sind. Zwischen den Platten befinden sich dünne, isolierte Stahlstäbe, die mit einem Apparat in Verbindung stehen, der eine konstante, elektrische Spannung erzeugen kann. Leitet man die Gase zwischen den Platten hindurch, so werden die enthaltenen festen oder flüssigen Teilchen mittels der hohen Spannung der dünnen Drähte elektrisch geladen. Die geladenen Teilchen werden von den Platten angezogen, geben ihre Ladung an dieselben ab und bleiben entweder an den Platten haften oder fallen herunter, so daß man sie einfach vom Fuß der Platten aufheben oder durch Schütteln der Platten sammeln kann.

Der starke Zug wird durch einen Ventilator verursacht, der je Minute 2000 Kubikmeter Luft ansaugt. Durch das Abfangen der Luft wird nebenbei das Arbeiten in der Werkstatt viel angenehmer und leichter.